

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 230. Bromberg, den 7. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(11. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Warum hat sich Onkel Otto mit dem Neffen Theodor verkracht?

Peter Lenz wollte es wissen, und er erfuhr es auch.

Das Ganze hat sich so abgespielt.

Auf dem Platze Theodors, wo er seine Baumaterialien untergebracht hat, sind neue Vorräte eingetroffen.

Fünfzig Säcke Kalk stehen brav nebeneinander. Und unweit von ihnen steht ein Sack mit Mehl.

Theodor hat längst alles Liebenswürdige Onkel Otto gegenüber abgelegt. Er behandelt ihn wie einen Handlanger und nicht anders.

„Otto!"

„Ja!"

„Ehe du den Sack Kalk auf den Bau fährst, schaffst du den Sack Mehl zu meiner Frau, verstanden?"

„Jawohl!"

„Du brauchst ihn nur vor das Haus zu setzen und meiner Frau Bescheid sagen. Das Dienstmädchen mag ihn in die Wirtschaftskammer tun."

Also spricht er und geht ab.

Onkel Otto nimmt beide Säcke auf den Wagen und fährt dann mit dem anderen zum Bau.

Dort entleert er den Kalk in das große Becken und beginnt, ihn einzurühren.

Komischer Kalk! denkt der Polier und schaut interessiert zu. Onkel denkt es auch und grinst innerlich.

Und rührt unverdrossen.

Der Polier kommt heran und sieht Otto kopfschüttelnd zu.

„Was ist denn das für ein komischer Kalk, Otto?"

„Ja, mir fällt das auch auf!"

„Mensch, das ist doch keen Kalk nich! Det sieht man doch! Mensch, was hast du denn da gebracht? Das ist doch ... Mehl gewesen!"

„Heiliger Bimbam!" markiert Otto Schrecken. „Jetzt habe ich den Kalk bei dem Chef abgeladen, und das Mehl... das habe ich eingerührt!"

Auf dem Bau hat die Arbeit zehn Minuten gestockt.

Man konnte einfach nicht arbeiten, man lachte, daß die Seiten und der Leib weh taten.

„Otto hat Mehl als Kalk eingerührt!"

Man lachte bis Theodor kam. Als der erfährt, was geschehn ist, gerät er in Zorn und schimpft Onkel Otto aus, wird ein Flegel, seine Wut artet so aus, daß er tätlich gegen Onkel Otto werden will.

Onkel Ottos Gesicht ist mit einem Male todernst geworden.

Er weicht nicht aus, als Theodor sich auf ihn stürzen will, als er aber ran ist und ihn vorn an der Brust packen und schütteln will, da gibt ihm Onkel Otto ganz plötzlich unerwartet einen Kinnhaken, der Theodor die Luft nimmt, er taumelt, will sich halten, klappt zusammen und... wohin setzt er sich?

Ausgerechnet in den Mehlpamps.

Otto steht ganz ruhig und sieht auf den bewußtlosen Theodor, dann tut er einen tiefen Atemzug, und ein Lächeln erscheint wieder auf seinem Vollmondgesicht.

„Knockout!" sagt er trocken.

Der Bau lacht abermals, bis Theodor wieder zu sich kommt.

Theodor möchte sich gern aufrichten, aber an sich fällt das dem schweren, dicken, ungelenken Körper schon schwer, und dann klebt er im Mehlteig fest.

Der Polier und zwei Maurer helfen ihm heraus. Sie müssen sich sehr anstrengen, nicht zu lachen. Es zuckt ihnen um die Mundwinkel.

„Du verfluchter Hund!" brüllt Theodor. „Du Rindviech, so alt du bist ... raus mit dir! Das Mehl wirst du mir bezahlen!"

„Bezahle mir erst einmal meine 8000 Dollar, die ich dir gepumpt habe!" spricht Onkel Otto ruhig.

„Ich hab' dir nichts zu bezahlen! Nicht'n Heller kriegst du!"

„Das wollen wir sehen! Ich treib' dich bis zum Offenbarungseid, ich laß dich auspfänden, sechsmal in der Woche. Du bist mir ja ein teurer Neffe! Ich werd's dir zeigen... wie man mit seinem alten Onkel umspringen kann."

Theodor sagt nichts mehr, er geht in die Bauhütte und reinigt sich notdürftig.

Inzwischen nimmt Otto Abschied von den Kollegen und ladet sie nach Feierabend zu einem Schoppen ein.

*

Es hat lange gedauert, bis sich Peter Lenz von dem Lachkrampf erholte, den er durch Onkel Ottos Erzählung bekam.

„Ist alles richtig so, Otto! Jetzt bleiben wir zusammen! Du wirst hier auch noch mit satt!"

„Ich werde mich schon nützlich machen!"

„Das weiß ich, Otto! Aber darauf gerechnet habe ich nicht!"

4. Roulette ....!

Es ist mächtiger Betrieb in Pulkenau.

Eigentliche Sommergäste, die wochenlang wohnen, sind nicht allzuviel da, aber immer am Wochenende, am Sonnabend, da strömt eine große Schar exklusiver Gäste aus Berlin nach Pulkenau.

Eine Menge Kraftwagen treffen allwöchentlich ein.

Im Ekarté werden stattliche Umsätze erzielt, der kleine Baron Hohenau ist ein ausgezeichneter Leiter des Spielsaales.

Der Klub „Ambassadeur" umfaßt auch nahezu 100 Mitglieder, die alle mehr oder weniger regelmäßig am Wochenende kommen.

Frank geht nicht mehr in das Klubzimmer.

Er mag nicht, denn er fühlt, man will unter sich sein. Er kümmert sich nicht darum, was dort gespielt wird.

Aber er ahnt... sie sind zum Roulette übergegangen.

Als er mit seiner Frau darüber spricht, gibt sie es zu.

„Ja, man spielt Roulette! Es ist ja ein Unfug, warum soll man es den Leuten, die so viel Geld haben und nicht

wissen, wie sie es loswerden sollen, nicht gestatten. In Zoppot und anderen Badeorten spielt man es auch."

„Es ist verboten, hier verboten! Wir kommen in Teufels Küche, wenn es herauskommt! Unsere Konzession kann flöten gehen, wenn Kirsch etwas davon erfährt!"

„Ich glaube, der weiß es schon! Der drückt eben beide Augen zu. Sei doch zufrieden, unser Sektumsatz in einer Woche ist jetzt höher als sonst in zwei Jahren. Wir wollen verdienen. Schluß!"

Frank sagt nichts mehr, er läßt alles über sich ergehen.

Aber ihm macht das Geldverdienen keine Freude mehr.

*

Frank Käsebier findet bei der Post einen Zahlungsbefehl von Onkel Otto. Über 33 600 Mark!

Schwer geht sein Atem, und doch fühlt er sich erleichtert.

Seit ein paar Wochen hat er darauf gewartet.

Er weiß, daß Onkel Otto kein Erbarmen haben wird, denn... man ist ja zu hundsföttisch mit ihm umgesprungen.

Eine Stunde später kommt Theodor mit Nolte. Beide sind sehr aufgeregt.

„Hast du auch einen Zahlungsbefehl erhalten?" fragt Theodor.

„Ja!"

„Der verdammte Teufelsbraten!" flucht Theodor. „Wir werden ihm eins pfeifen!"

Frank entgegnet hohnvoll: „Er wird uns eins pfeifen! Schließlich dürft ihr nicht vergessen, daß er im Recht ist. Er hat uns das Geld geborgt gegen Schuldschein."

„Ach was, der Schuldschein war doch nur eine Formsache, von wegen der Erbschaft."

„Das bildest du dir ein, Theodor! Das ist nicht der Fall! Onkel ist im Recht, da ist nicht dran zu tippen, wir werden verurteilt und stehen als ganz schmierige Lumpen da!"

„Ich bitte dich, Frank!"

„Als ganz schmierige Lumpen! Nicht anders. Zugegeben, daß keiner von uns daran gedacht hat, daß es der reiche Onkel je wieder von uns fordern würde. Das zugegeben! Aber... er ist verarmt. Er kommt zu uns, er verlangt nicht das Geld, er will nichts als unsere Gastfreundschaft. War's nicht Pflicht, daß wir ihm da wenigstens die in der anständigsten Weise zeigten? Wir haben's nicht getan! Ich möchte mich Tag um Tag in Grund und Boden schämen, daß ich nicht die Kraft fand, gegen die Jämmerlichkeit meiner eigenen Frau aufzutreten."

„Jedenfalls kriegt er von mir keinen Pfennig!" sagte Theodor gefühllos.

„Und ich habe nischt!" sekundierte ihm Nolte.

„Stimmt!" spricht Frank mit beißendem Hohn weiter. „Wir haben alle nichts! Ich weiß es! Wir haben uns ja zu Knechten und zu Hanswürsten machen lassen! Uns gehört nichts. Ergo können wir nichts verlieren! Ist ja ein Unfug! Natürlich können wir verlieren! Unser ehrlicher Name, unser anständiger Ruf, der geht restlos zum Teufel, und wir wissen nicht, ob das unser Geschäft nicht auch mitreißen kann. Und dann... wir werden den Offenbarungseid leisten müssen!"

„Na wenn schon!" spricht Theodor.

Frank sieht ihn kopfschüttelnd an. „Das verstehe ich nicht, wie dich das so gleichgültig lassen kann."

„Bei mir macht's nicht viel aus. Meine Lieferanten liefern mir sowieso nur gegen Vorkasse. Ich habe nur ein paar. Also was tut's mir!"

„Ich will deinen Schädel klarmachen, Theodor. Wenn es Onkel darauf ankommen läßt, dann hetzt er uns einen Gerichtsvollzieher Tag um Tag auf den Nacken, die Woche sechsmal Taschenpfändung. Er wird bei deinen Auftraggebern die Beträge pfänden lassen, wird dich glatt unmöglich machen."

„Das Geschäft läuft auf den Namen meiner Frau! Jedenfalls zahle ich nichts!"

„Aber du schließt doch die Geschäfte ab, es geht doch jedes auf dich!"

„Das werden wir dann schon entsprechend managen."

„Tut was ihr wollt! Ich werde alles daran setzen, daß ich zahlen kann."

Entgeistert sahen ihn die beiden an.

„Du bist verrückt!" lachte ihn Theodor aus.

*

Reunion im Kurhaus!

Großer Betrieb. Man muß es dem Kurdirektor lassen. Er weiß so eine Sache aufzuziehen.

Aus Berlin sind extra zu dem Zwecke zwei bekannte Filmschauspielerinnen, die gleichzeitig als Chansonsängerinnen einen Namen haben, gekommen, von den heimischen Künstlern, die des Spiels halber öfter anwesend sind, steuern auch einige etwas zum künstlerischen Gelingen des Abends bei.

Ein ausgezeichnetes Transportorchester hat man sich verschrieben.

Justus Kirsch ist selig beim Betrachten dieses glänzenden Gesellschaftsbildes. Schöne Frauen, interessante Männer, alle mehr oder weniger den exklusivsten Kreisen angehörend.

Wie ein Rausch erfaßt es ihn.

Pulkenau wird Weltbad.

Armer Teufel! Da hat Dixi, das junge Ding, schärfere Augen. Augen, die unbarmherzig prüfend blicken und die finden, daß diese exklusive Gesellschaft ziemlich degeneriert wirkt.

Auch die Eleganz der Damen vermag sie nicht zu bestechen.

Sie spürt, daß manche Dame der Demimonde sich mit ihrem Galan in Pulkenau ein Treffen gibt.

Die Männer sind Spieler! Sie lassen es heute einmal, tanzen und flirten, reden viel dummes Zeug mit Geist verbrämt, aber sie sind nicht recht bei der Sache.

Das Spiel lockt! Am liebsten möchten sie sich zum Ekarté niedersetzen.

In aufreizendem Takt spielt die Kapelle. Die Paare drängen sich auf dem Parkett. Ein verwirrender Duft der verschiedensten Parfüme geht durch den Saal.

Viel Champagner wird getrunken. Pfropfen knallen.

Und trotz alledem ist es langweilig.

Dixi steht am Fenster und schaut hinüber zum „Ochsen". Der große Nußbaum gefällt ihr heute mehr denn je. Wie lebendig steht er da!

Auch im „Ochsen" ist Leben!

Peter Lenz hat, als die Ankündigung der Reunion kam, sofort bekanntgegeben, daß bei ihm ein lustiger Abend stattfindet.

Lustiger Abend! denkt Dixi. Rudi wird singen und lachen, lachen, und Onkel, der jetzt drüben ist, wird ihm mit seinen Künsten helfen.

Sie wendet den Kopf und sieht plötzlich Irene de Larma, die Filmschauspielerin, mit ihrer Kollegin Anna van Stern vor sich.

Sie steht mit den beiden munteren Mädels sehr gut. Beide sind älter als sie, aber sie haben die Munterkeit der Jugend noch nicht verloren. Sie haben unheimlich scharfe, klare Augen.

„Langweilen Sie sich auch, Fräulein Dixi?"

Dixi lächelt. „Unbeschreiblich!"

„Diese Gesellschaften, diese Reunions ohne Witz und Geist und wirkliche Laune sind fürchterlich, findest du nicht auch, Anna?"

„Genau so! Ich wäre lieber jetzt mit dir in unserem Bootshaus am Scharmützelsee!"

Irene de Larma tritt zum Fenster.

„Ein prachtvoller Kerl dieser Nußbaum ... und weg soll er. Und das Gasthaus auch. Blauer Ochse! klingt das nicht nett, Anna?"

„Sehr, ich würde am liebsten ... Nehmen Sie mir's nicht übel, Fräulein Dixi ... jetzt den „Ochsen" mit dem „Grünen Kranz" vertauschen."

„Was ist heute dort drüben los?" fragte Irene.

„Lustiger Abend!"

Irenes Gesicht spannt sich. „Fräulein Dixi ... ach, lassen Sie uns kneifen! Führen Sie uns einmal ein Stündchen nach drüben."

„Aber ... ich ... ich kann doch nicht!"

Den vereinten Bitten gibt sie schließlich nach, und die drei jungen Damen verlassen den „Grünen Kranz" und laufen im Dunkeln über den Markt, hinüber zum „Blauen Ochsen".

Dixi ärgert sich über sich selber, daß ihr Herz so stark klopft.

(Fortsetzung folgt.)

Spitzwegs Tod.

Skizze von Hermann Ries-Westerstede.

Spitzweg hatte noch den dünnen Klang der Zither im Ohr und im Herzen, als er die drei steilen Treppen zu seinem Heim im Hasenmüllerschen Hause auf dem Münchener Heumarkt emporstieg. Er kam von einem Besuch bei seiner Nichte Anna Frank, geborenen Bronberger. „Ein prächtiges Mädel, das Annchen", schmunzelte er, und dann summte er das Frühlingslied vor sich hin, das er vor Jahren einmal der Anna gewidmet und das diese ihm jetzt so gar allerliebst vertont hatte:

„Oft hab i mir denkt scho
Möcht' a Maikäfer sein
Und so umandum surren derfa
Im Maisonnenschein."

Aber plötzlich gab es ihm einen Stich, und er blieb schwer atmend auf halber Höhe der Treppe stehen. Das Herz wollte so recht nicht mehr mit. „Hat sich was mit Maikäfer und Maisonnenschein und umandum surren", brummelte er, „is halt Herbst worden und heißt bald Abschied nehmen." Er war froh, als er endlich seine Behausung erreicht hatte. Rasch tauschte er den Ausgehanzug mit dem Schlafrock, zog die Filzschuhe an und ließ sich mit leisem Seufzer auf dem gichtbrüchigen Sofa nieder. Das ächzte unter der leichten Last.

Ein später Septembertag ging zur Rüste. Letzte Sonne erfüllte den Raum mit spärlichem Licht. Noch lagen Giebel, Dächer, Erker und Türme, deren Anblick Spitzweg von seinem Atelierfenster aus so oft zu stiller Schöpferfreude angeregt hatte, im Glanz des scheidenden Tages. Spitzweg wandelte plötzlich die Lust an, ein neues Bild zu beginnen, hatte er doch sein letztes Werk, das Wirtshaus mit dem Reiter, erst vor einigen Tagen an den Herrn Privatier Vötter verkauft. Aber ebenso rasch gab er sein Vorhaben wieder auf: Das Licht reichte nicht mehr aus . . . ja, seine Schaffenskraft auch nicht mehr so recht. Er war müde geworden, lebensmüde . . .

Aber da er dies noch eben mit einem kleinen Erschrecken dachte, fiel sein Blick auf ein Zettelchen, Entwurf eines Briefes an seinen Freund Friedrich Pecht mit Datum vom 17. September 1885. Kaum eine Woche war's also her — was hatte er denn da an den Pecht geschrieben? „Zu Fenster-Paraden und zu allerlei Liebestechtelmechtel sagen wir resigniert A. D.; aber die Liebe zum Leben mögen wir nie verlieren bis ganz zu allerletzt." Dieser Lebenswille noch vor einigen Tagen — und jetzt solche Abschiedsstimmung? War sie eine Vorahnung des Kommenden, dieses „Zu allerletzt"?

Leise zitterte Spitzwegs Hand, als er nun zum Gänsekiel griff; wie von selbst flossen dem Sinnenden die Verse in die Feder, Niederschlag der Gedanken dieser Stunde:

„Die gelben Blätter schaukeln
Im Sonnenstrahl, dem fahlen,
Nicht Amoretten gaukeln
Wie Anno dazumalen.

In warmer Ofennähe,
Filzschuhe an den Füßen,
Erwart' ich still und spähe,
Was bald wird kommen müssen.

Doch will getrost ich wandern,
Und wird der Vorhang fallen,
So gönn' ich gerne andern,
Den Frühling neu zu malen." —

Dämmerung fiel in den Raum, eine aus Schwarz und Rot geflochtene Dämmerung. Spitzweg hatte diese Zeit zwischen Tag und Traum immer besonders geliebt. Er horchte verhalten in sich hinein; gute, liebe Stimmen aus der Vergangenheit hielten stille Zwiesprach mit ihm. Und in diesen Dämmerträumen zog es an seinem inneren Auge noch einmal vorbei, das Heer der fröhlichen und putzwunderlichen Gestalten, denen er auf der Leinwand unvergängliches Leben gegeben: die Schildwachen und Mägde am Brunnen, die Sonntagsjäger und Nachtwächter, die Kinder im Walde und badenden Nymphen, die Briefträger, Bettelmusikanten, Hochzeiter und Balletteusen, die verliebten Provisoren, Hexenmeister, Alchimisten, Kaktusfreunde, Mönche und Poeten, und ihm schien, als ob sie alle noch einmal mit einem vertrauten Lächeln grüßten. O, sie waren seine guten Freunde geworden, die Hexenmeister wie die Mönche, und es lag wirklich nicht an ihnen, wenn sie ihm hin und wieder auch einmal Kummer bereitet hatten. Es war nicht Schuld des armen Poeten, daß ihm von seinen Münchener Landsleuten so engstirnige Abwehr widerfahren, nicht Schuld der hosenflickenden Schildwache, daß sie, zu einer Nürnberger Verlosung angekauft, ausgerechnet von der Vorsteherin eines Dessauer Mädcheninstituts gewonnen werden mußte, die das Bild aus Sittlichkeitsgründen entrüstet ablehnte. Wenn er das Werk wenigstens schon beinkleidnähende Schildwache getauft hätte! —

Und neben die Schöpfungen seiner Phantasie traten die Gestalten von Fleisch und Blut, die richtunggebend für sein Leben gewesen waren: seine gute Mutter Franziska, der gestrenge Vater Simon, Kaufherr und Magistratsrat in München, und alle die wackeren Freunde, mit denen er so oft in fröhlicher Runde gesessen und disputiert. Auch sie erschien mit einem stillen, lieben Lächeln, Clara Lechner, die bildsaubere Tochter des Tölzer Tischlermeisters, deren früher Tod die Ursache gewesen, daß Spitzweg als Einspänner durch das Leben zog. So hatte er die Einsamkeit gar wohl gekannt und neben hohen Freuden auch bitteres Leid kosten müssen — aber besah man's recht: Der große Apotheker da droben hatte ihm in der Retorte des Lebens einen Trank gemischt, für den dankbar zu sein er gewißlich alle Ursach hatte.

Tiefer wurden die nächtlichen Schatten; Stille und Dunkelheit füllten den Raum. Spitzweg lauschte auf den Takt seines Herzens, und im verlöschenden Bewußtsein spürte er kaum noch, wie das Pochen schwächer wurde gleich dem unregelmäßigen Flügelschlag eines todmatten Vogels. So ging er kampf- und schmerzlos ein in die große Stille.

Die Freunde, der Musiker Lachner und der Maler Grützner, die den Meister zu einem morgendlichen Plauderstündchen wieder einmal aufsuchen wollten, fanden den Alten, von Urväterhausrat umgeben, zusammengesunken im Sofa mit einem ganz kleinen, aus Güte, Weisheit und Ironie seltsam gemischten Lächeln auf den Lippen. Unter dem Atelierfenster lagen noch, getrocknet zum Wiedergebrauch, mehrere stark angerauchte hölzerne Zigarrenspitzen. Der Spitzweg Carl war immer ein sparsamer Haushalter gewesen. Da sie nun aber in ehrfürchtigem Leid näher traten, sahen sie auf dem kleinen Tisch vor dem Sofa unter der Blechlampe mit dem grünen Schirm ein Zettelchen, bedeckt mit Spitzwegs zierlich-krauser Schrift. Und es ward ihnen gar eigen ums Herz, als sie nun des Meisters letztes Bekenntnis lasen, ein Bekenntnis der Zuversicht, das mit den gelben Blättern begann und mit dem Frühling endete.

Lange standen sie in schweigender Ergriffenheit. Und sie fühlten: Der hier von ihnen gegangen aus dieser kuriosen Welt, war nicht nur ein Maler gewesen von meisterlichen Graden und ein Mensch von seltenster Lauterkeit des Charakters, sondern der letzte große Repräsentant einer Epoche, die in Lärm und Hast der neuen Zeit unterging. Der deutsche Biedermeier schied mit Spitzweg aus der Welt

Wann würde der kommen, dem es vergönnt sein sollte, den Frühling neu zu malen — einen neuen deutschen Frühling?

Tätowierte Zeitgenossen.

Der elektrische Strom hat wieder eine neue Verwendungsmöglichkeit gefunden: Tätowierungen werden mit einem elektrischen Stift ausgeführt. Das Tätowieren — der Ausdruck stammt übrigens von dem malayischen Wort „tatan" — gehört zu den ältesten und eigentümlichsten Bräuchen des Menschengeschlechts. Diese Gewohnheit fand sich bei beinahe sämtlichen Völkern, den wilden wie den zivilisierten, und wurde z. B. in Japan mit mehreren Farben und in meisterhafter zeichnerischer

Vollendung geübt. Neuerdings ist diese Sitte in Japan verboten. Auch in der Südsee, die als Urheimat des Tätowierens gelten kann, ist der Brauch durch den Einfluß der Missionare im Aussterben begriffen. Dagegen blüht er immer noch in Hinterindien, Birma und verschiedenen Gegenden Ägyptens. Die ägyptischen Bäuerinnen lassen noch heute die Tätowierung, als eigenartige Kurmethode, hauptsächlich bei Migräne, Neuralgie und Rheumatismus, an sich vornehmen. In dieser Beziehung folgen sie der Gewohnheit ihrer Urahnen, die zwei und drei Jahrtausende v. Chr. von der heilsamen Wirkung der Tätowierung überzeugt waren. Die vor kurzem ausgegrabene Mumie einer Priesterin der Göttin Hathor zeigte drei Reihen von Tätowierungen auf dem Unterleib.

In Alteuropa erhielt sich jahrhundertelang die Sitte, sich bei Wallfahrten nach dem Heiligen Lande dort religiöse Wahrzeichen auf den Körper tätowieren zu lassen.

Von jeher galt die Tätowierung wegen der mit ihr verbundenen Schmerzen als grausame Zeremonie, aber zugleich als Zeichen der Mannbarkeit.

Sie wurde traditionsgemäß durch Stechen mit Dornen und Nadeln oder durch Einreiben von Farbstoffen, ja sogar durch Einbrennung von Pulver in die geritzte Haut vorgenommen und hatte den Zweck, möglichst unvergängliche Zeichnungen auf den menschlichen Körper aufzutragen.

Im heutigen Europa beschränkt sich die Tätowierung auf allegorische Figuren und allgemeine Symbole und findet sich vereinzelt bei allen Gesellschaftsklassen, am häufigsten bei Seeleuten, Soldaten und Handwerkern, sowie seltsamerweise bei gewohnheitsmäßigen Verbrechern.

Nun hat der Fortschritt der Technik auch auf diesem Gebiete neue Methoden gebracht. In einer Kellerwohnung im Hafen von Kopenhagen befindet sich das Atelier von Henry Jensen, der als größter Tätowierungskünstler der Neuzeit angesehen wird und sich trotz der schlechten Zeiten immer noch eines großen Zustroms von Klienten erfreuen kann. Auf dem Schild ist folgende Inschrift zu lesen:

„Kunst-Tätowierung. 18jährige Praxis im In- und Auslande. Verwendung englischer und japanischer Farben. Schmerzlose, antiseptische Behandlung mit elektrischem Stift. Haltbarkeit garantiert. Über 2000 Musterzeichnungen zur Auswahl."

Henry Jensen begann schon vor dem Kriege das Tätowieren berufsmäßig zu betreiben. Er war zu jener Zeit amerikanischer Matrose und hatte häufig Gelegenheit, seine Kunst an den Kameraden zu erproben. Später ließ er sich in Liverpool nieder, wanderte dann nach Hamburg, um letzten Endes nach seiner dänischen Heimatstadt Kopenhagen zurückzukehren.

In jeder großen Hafenstadt gibt es Tätowierungskünstler.

Das Kopenhagener Atelier von Henry Jensen ist aber einzig in seiner Art. Dort liegen dicke Alben mit Mustern aus. Alle Handwerksberufe sind in den Alben durch einige Wahrzeichen vertreten. Aber auch politische Zeichen sind vertreten. Man sieht neben dem fünfzackigen Sowjetstern das Hakenkreuz.

„Damen gehören nur selten zu den Kunden des Tätowierungskünstlers. Henry Jensen weigert sich übrigens grundsätzlich, den Namen des Bräutigams oder Freundes in die Frauenhaut zu tätowieren. Nicht weil die Haut zu zart, sondern weil die Tätowierung unverwüstlich ist, während die Bräutigame und Freunde in unseren trüben Zeiten häufig wechseln. Er hat aber nichts dagegen einzuwenden, wenn eine Frau den Wunsch äußert, den schönen Spruch: „Ich will Dich ewig lieben" auf dem Rücken tätowiert zu haben. „Dich", das klingt unverbindlich, universal und anonym, was in einer Epoche, die auf Inflation der Liebe eingestellt ist, von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein kann.

Die Annahme, daß nur „der Mann aus dem Volk" sich tätowieren läßt, ist grundfalsch, behauptet Henry Jensen und verweist darauf, daß in seinem Personenverzeichnis zahlreiche Aristokraten aus aller Herren Ländern und einige Prinzen von königlichem Geblüt stehen. Übrigens war auch König Eduard VII. von England tätowiert. Er trug das siebenzackige Kreuz von Jerusalem auf dem Rücken.

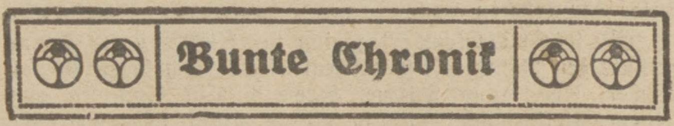
Bei den Matrosen hat die Tätowierung einen besonderen Sinn.

Sie sehen darin ein Kennzeichen, nach dem sie identifiziert werden können, wenn sie den Seemannstod sterben und als Leiche an eine fremde Küste getrieben werden.

Im Weltkriege ließen sich die amerikanischen Marinesoldaten durchweg tätowieren, und zwar verlangten sie alle, daß ihnen auf den Oberschenkel ein Schweinchen eingeritzt wird. Abergläubisch wie sie waren, glaubten sie fest daran, daß das tätowierte Schwein sie vor der Wirkung der deutschen Torpedos bewahren würde.

Die Tätowierungswelt ist phantastisch und von sagenhaften Menschen- und Tiergestalten bewohnt. Dort kämpfen Riesenschlangen und Riesenadler. Höllenhunde und Drachen liegen über einem Segelschiff. Blaue und rote Frauen von ansehnlicher Korpulenz wetteifern mit schmächtigen Geishas. Die Symbole der Liebe, der Treue, der Hoffnung wechseln mit Eichen- und Lorbeerkränzen und mehr oder weniger geistreichen Redewendungen.

Max Klingemith.



Wie das tote Liebespaar aus dem Krater kam.

Eine aufregende Liebesgeschichte bildete kürzlich das Tagesgespräch auf der heißen Insel Hawai. Dort hatte sich der zwanzigjährige Silvester Nunes in die schöne siebzehnjährige Margaret Enos verliebt, aber keine Erhörung gefunden. In seiner Verzweiflung schoß der heißblütige junge Mann das Mädchen nieder und stürzte sich mit der Toten in den siedenden Krater von Halemaumau am Berge Kilauea. Die Hinterbliebenen sannen unaufhörlich darüber nach, wie sie die Leichen den Klauen Peles, der Göttin des Feuers, entreißen könnten. Da erbot sich zwei Tage nach dem Unglück der Japaner Rikan Konischi, die Leichen zu bergen. Gegen ein Entgelt von tausend Dollars. Die wurden ihm bewilligt. Mit 50 Landsleuten arbeitete der Gelbe Tag und Nacht. Man baute Plattformen am Rande des Kraters. Dann nahm Konischi Werkzeuge, Seile, rote und weiße Signalflaggen, ein Eßpaket, Fernsprecher und Filmkamera an sich und stieg — mit Khakihose, grauem Schwitzer, Strohhut und Hornbrille „bekleidet" — in einen Käfig, der über eine Rolle in die Tiefe hinabgelassen wurde. Als er nach einigen Stunden mit den beiden Körpern aus dem Käfig herauskroch, empfing die versammelte Menge ihn mit großem Jubel.



Besitzerstolz.



„Da staunste, det ick 'n Ferd hab'?"

„Wat heeßt staunen! So wat kof'n wir uns pfundweise!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.